

Formulierungen (S. 36, 77, 86, 91, 123, 124, 135, 152, 154, 155, 190, 203, 211), diskussionswürdige Zitate bzw. Zusammenfassungen (S. 79, 80, 168) und logische Widersprüche (S. 63 f., 120) eingeschlichen, die ebenso wie allzu schulmäßig wirkende, plakative Beurteilungen (besonders S. 67, auch 73 f., 205) und die Spuren teleologischer Narrationen (S. 62, 73, 146, 183) gut zum Thema der Analyse gemacht werden können. Damit bietet sich der erfreulich konkret und meist anschaulich gehaltene Band über seine einführende Zielsetzung einer problematisierenden Darstellung von frühneuzeitlicher Geschichte hinaus zur Problematisierung von Geschichtsschreibung an.

---

*Cecilia Muratori / Burkhard Dohm* (Eds.), *Ethical Perspectives on Animals in the Renaissance and Early Modern Period*. (Micrologus' Library, 55.) Firenze, SISMELE – Edizioni del Galluzzo 2013. VI, 319 S., € 52,-.

// DOI 10.1515/hzhz-2014-1470

---

Dominik Perler, Berlin

Die symbolische und allegorische Funktion, die Tieren in der Renaissance und in der Frühen Neuzeit zugesprochen wurde, ist in der kunst- und kulturhistorischen Forschung immer wieder untersucht worden. Doch wie wurden Tiere als *reale* Lebewesen aufgefasst und klassifiziert? Wie wurde ihr Verhältnis zu den Menschen beschrieben? Und wie wurden sie in ethischer Hinsicht beurteilt? Diesen Fragen geht der vorliegende Band nach, der aus einer Tagung an der LMU München hervorgegangen ist. Die insgesamt zwölf Beiträge, die vorwiegend ideen- und wissenschaftshistorisch ausgerichtet sind, zeigen auf anschauliche Weise, wie kontrovers der Status der Tiere diskutiert wurde und wie stark die jeweiligen Auseinandersetzungen in metaphysischen Debatten verankert waren. Der Streit rund um die Tiere entfachte sich nämlich vor allem an der Frage, welche Ordnung es in der Natur gibt und welchen Platz die Tiere in dieser Ordnung einnehmen.

Die zentrale Bedeutung dieser Frage wird anhand von Fallbeispielen untersucht. Einige Analysen führen zu wenig überraschenden Ergebnissen. So argumentiert *Nicola Panichi*, dass Montaigne die traditionelle *scala naturae* und damit das hierarchische Verhältnis von Menschen und Tieren infrage stellte – kaum eine neue Einsicht. *Gianni Paganini* vertritt die These, dass Hobbes die Menschen von den Tieren abgrenzte, indem er ihnen keine natürliche, sondern eine künstlich geschaffene

Grundlage für das Zusammenleben zuschrieb – angesichts der berühmten Vertragstheorie ebenfalls kaum eine Überraschung.

Andere Beiträge bieten neue Einsichten, indem sie weithin vernachlässigte Autoren und Texte in den Blick nehmen. So zeigt *Kathrin Schlierkamp*, dass Anne Conway, eine Kritikerin des Cartesianismus, von der Idee ausging, dass es in der Natur eine stufenweise Entwicklung der Lebewesen gibt, die von den einfachsten Pflanzen und Tieren bis zu den Menschen reicht. Dies führte Conway zu der Vorstellung von einer „Gemeinschaft aller Lebewesen in gegenseitiger Verantwortung füreinander“ (S. 226). An diesem Beispiel zeigt sich deutlich, dass eine bestimmte metaphysische Konzeption unmittelbare ethische Konsequenzen hatte. *Urte Helduser* nimmt mit Locke und Leibniz zwar prominente Autoren in den Blick, konzentriert sich aber auf entlegene Textstellen, die sich mit Monstern als Grenzfiguren beschäftigen. Sie zeigt überzeugend, dass es bei diesen Philosophen zu einem „Paradigmenwechsel in der Konzeption menschlicher Monstrositäten“ (S. 281) kam, weil sie körperliche Deformation nicht mehr als Zeichen für Monstrosität auffassten und zudem behaupteten, dass auch Lebewesen, die uns als tierisch-menschliche Zwitterwesen erscheinen, zur umfassenden Ordnung der Natur gehören und nicht willkürlich getötet werden dürfen. Auch hier wird deutlich, dass eine bestimmte metaphysische Konzeption die Grundlage für eine ethische Position bildete.

Besonders bemerkenswert sind die Beiträge zur Vegetarismusdebatte, die in der Frühen Neuzeit sehr lebhaft geführt wurde. *Guido Giglioni* weist nach, dass Gassendi theoretische Argumente zugunsten des Vegetarismus lieferte, indem er argumentierte, dass die scheinbar natürliche Vorliebe für Fleisch nur auf erworbenen Gewohnheiten beruht und dass Menschen kein natürliches Recht haben, sich anderer Lebewesen zu bedienen (S. 123) – erstaunlich moderne Argumente. *Cecilia Muratori* beleuchtet die Gegenposition, indem sie einen früheren Autor untersucht, nämlich Campanella, der den Tieren zwar auch ein Erkenntnisvermögen zuschrieb, aber trotzdem daran festhielt, dass Menschen Tiere töten dürfen, weil es ein *ius naturae* gebe, das eine bestimmte Nahrungskette festlege (S. 164). Von einem solchen Recht ist bei Franck, Arndt, Tyron und anderen deutschen sowie englischen Autoren nicht mehr die Rede, wie *Burkhard Dohm* belegt. Sie betonten vielmehr, dass auch die Tiere zur Schöpfungsordnung gehören und genau wie die Menschen über Schmerzempfindung verfügen. Anthropozentrische Positionen, die den Menschen eine privilegierte Position einräumten, wurden dadurch konsequent zurückgewiesen (S. 191).

Die originellen und materialreichen Beiträge zum Vegetarismus zeigen prä-

nant, dass die Tierdebatte eng mit grundlegenden Diskussionen zu Natur und Naturgesetzen verflochten war und dass gerade die divergierenden Naturtheorien zu ganz unterschiedlichen ethischen Standpunkten Anlass gaben.

---

*Robert Jütte, Krankheit und Gesundheit in der Frühen Neuzeit.* Stuttgart, Kohlhammer 2013. 238 S., € 29,90. // DOI 10.1515/hzhz-2014-1471

---

Christina Vanja, Kassel

Robert Jütte, Leiter des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart, beschäftigt sich seit rund dreißig Jahren mit unterschiedlichsten Facetten einer Sozialgeschichte der Medizin. Sein Interesse an der historischen Bedeutung von Krankheit und Gesundheit war bereits durch eine Promotion zur Armutsgeschichte im 16. Jahrhundert geweckt worden. Aus der (damaligen) Fülle an Kölner Archivalien zur Medizingeschichte, darunter die Bücher Hermann Weinsbergs, entstand in den 1980er Jahren die Habilitationsschrift zum Thema „Patient und Heiler“, aus der Jütte bis heute schöpfen kann. Das hier vorzustellende und nachdrücklich zu empfehlende (im Vergleich zu anderen Werken) kleine Buch basiert jedoch nicht alleine auf den zahlreichen quellennahen historischen Studien des Verfassers, vielmehr profitiert die Darstellung auch vom Engagement des Autors im Wissenschaftlichen Beirat der Bundesärztekammer, wo er mit aktuellen Gesundheitsfragen konfrontiert ist.

Einer Einleitung zum Wandel des Krankheitspanoramas und zeitgenössischer Interpretationen folgt ein Kapitel über die in der Frühen Neuzeit allgegenwärtigen Infektionskrankheiten. Dabei wird klar, dass retrospektive Diagnosen äußerst problematisch sind. Der folgende Abschnitt wendet sich dem langen Siechtum bei chronischen Krankheiten wie Gicht oder Epilepsie zu, Leiden, die auch zu extremer Hilflosigkeit und Armut führen konnten. Hilfe im Krankheitsfall brachte, heutigem Verhalten nicht unähnlich, zunächst die Selbstbehandlung. Das Angebot an Therapeuten, die beim Andauern der Krankheit in Anspruch genommen werden konnten, war allerdings deutlich größer als heute. Auf dem „medical market“ dominierten vor allem nicht akademisch ausgebildete, jedoch praktisch erfahrene Heiler. Neben Standardtherapien der Humoralpathologie traten „alternative“ Kuren, darunter Wallfahrten und magischer Zauber.

Die Frage, inwiefern kranke Menschen stigmatisiert wurden, führt zu differenzie-